

Guten Tag, Ines Witt,

Sie haben die folgenden Artikel ausgewählt:

10. Oktober 2022

Inhalt

1. ROMANE: Auf geraubtem Land vom 08.10.2022, 00:00 Uhr - 16.669 Zeichen
DER SPIEGEL Seite 110

Kurz-Anleitung

- **PDF speichern:**

Sie können dieses PDF auf Ihrer Festplatte speichern. Bitte benutzen Sie das Speichern-Menü oder klicken Sie auf den  Speichern-Button Ihres Browsers.

- **PDF drucken:**

Zum Drucken benutzen Sie bitte das Drucken-Menü oder klicken Sie auf den  Drucken-Button Ihres Browsers.

Dieses PDF-Dokument ist ausschließlich für Ihren privaten Gebrauch bestimmt. Die Übernahme und Nutzung der Daten zu anderen Zwecken bedarf der schriftlichen Zustimmung.
www.spiegel.de/agb

Auf geraubtem Land

ROMANE Ihre Großmutter pflückte noch Baumwolle, sie selbst hat sich in den Kanon afroamerikanischer Literatur eingeschrieben: ein Besuch bei Honorée Fanonne Jeffers in Oklahoma. *Von Xaver von Cranach*



Autorin Jeffers: »Geschichte liegt überall herum, man muss nur darauf achten«

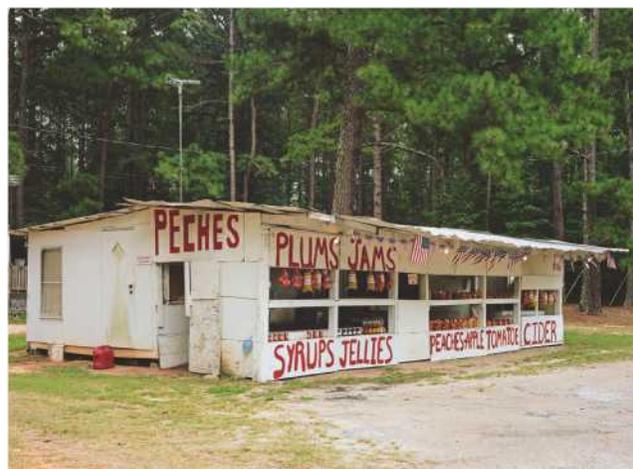
Die sogenannte *Great American Novel* ist beides zugleich, das höchste Prädikat, das ein amerikanisches Buch erhalten kann, und ein gefürchtetes Urteil. Der Anspruch ist so groß, dass er unerreichbar scheint, daher ist es immer auch ein wenig albern, lächerlich, überzogen, wenn er erhoben wird. Kein Autor ist so verrückt, das selbst zu tun, es wäre zu eitel. Stattdessen wird in den Marketingabteilungen der Verlage, aber auch in Rezensionen ab und an ein Buch auf dieses Podest gestellt, die Behauptung erhoben, hier handle es sich nun wirklich um eine *Great American Novel*.

In der neueren US-amerikanischen Literaturgeschichte waren es Autoren wie Philip Roth oder Jonathan Franzen, von denen erwartet wurde, so eine große amerikanische Gesamt-erzählung vorzulegen. Waren nicht Bücher wie »Amerikanisches Idyll« (Roth) oder »Die Korrekturen« (Franzen) Bücher von allgemeingültigem Charakter, Studien einer ganzen Bevölkerung, einer Epoche?

Dabei wird der Begriff unschärfer, je genauer man hinsieht. Der einfachere Teil ist vielleicht noch der letzte: *novel*. Der Roman. Literaturtheoretisch kompliziert, aber im Grunde im modernen Betrieb recht unstrittig. Überwiegend Prosa, mindestens 200 Seiten, zumindest Andeutungen von Fiktionalisierung.

Der erste Teil ist schon schwieriger. *Great*. Kann erst mal groß heißen, also den Umfang betreffend. 200 Seiten reichen da nicht, es sollten schon 500, 600, 1000 sein. *Great* ist aber auch eine wertende Größe. Großartig. Umwerfend. Allumfassend. Hier klingt der amerikanische Exzeptionalismus an, also die Vorstellung, dass die Vereinigten Staaten von Amerika kein gewöhnliches Land sind, sondern so besonders, so einzigartig, dass es eben auch besonderer, einzigartiger Literatur bedarf, um diesem Land gerecht zu werden. Wobei spätestens seit Donald Trumps »Make America Great Again« die *greatness* einen schalen Beigeschmack hat. Will man überhaupt noch *great* sein? Und wozu?

Am kompliziertesten ist aber sicher das zunächst einleuchtendste Wort: *American*. Damit sind grundsätzlich gemeint: die USA. Das ist schon die erste Einschränkung. Die *Great American Novel* spielt aber



Obststand in Georgia: Jedes Jahr dieselbe Strecke in die Heimat

nicht nur in Amerika, handelt nicht nur von amerikanischen Themen, sondern hat natürlich auch amerikanische Helden. Und damit auch amerikanische Erzähler. Der in Vietnam geborene und mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnete Schriftsteller Viet Thanh Nguyen schrieb dazu einmal: »Eines der unausgesprochenen Still-schweigen der *Great American Novel* ist die Annahme, dass sie nur von weißen Männern geschrieben werden kann.« Dass die Frage, wer über wen eine künftige allgemeingültige amerikanische Geschichte schreiben darf, heute anders beantwortet wird als noch vor 50, 30, 20 Jahren, liegt angesichts der harten Kämpfe und Debatten um Identitätsthemen auf der Hand. Es könnte sogar so sein: Vielleicht ist heutzutage, wo nicht mal der offensichtlichste der drei Teile dieses Begriffs unumstritten ist, überhaupt erst der Punkt gekommen, um eine *Great American Novel* zu schreiben.

Ausgerechnet Oklahoma. Von allen Staaten ist es dieser geworden. Wo Flugzeuge die Aufschrift »Frontier« tragen und amerikanisches Selbstverständnis ziemlich ungebrochen zur Schau gestellt wird. Aber so läuft das Leben, man ergreift eine *opportunity*, strebt nach *happiness*, und dann landet man in Oklahoma. So zumindest ist es Honorée Fanonne Jeffers ergangen. Jeffers ist Mitte fünfzig, trägt Crocs, hat ein ohrenbetäubend schrilles Lachen und sagt direkt nach der Begrüßung einen in seiner Schlichtheit ungeheuerlichen Satz, während wir unseren Spaziergang über den Campus der Universität von Oklahoma beginnen. »Wir laufen auf geraubtem Land.«

Sie sagt auch gern Sätze wie »Gott sei es gedankt« oder »Meine Vorfahren wachen über mich«, weshalb sich ein Gespräch mit ihr sehr schnell sehr privat anfühlt. Sie leide unter einer starken sozialen Phobie, sagt sie, und

treffe deshalb ungern fremde Menschen. Wenn sie es aber doch tue, dann versuche sie, extra präsent zu sein und sich auf den Gesprächspartner zu fokussieren.

Ihre soziale Phobie musste Jeffers in letzter Zeit häufig überwinden. Vergangenes Jahr veröffentlichte sie ihren Debütroman. Es war nicht ihr erstes Buch, sie hatte schon fünf Lyrikbände geschrieben. Aber das war eben Lyrik. Groß rausgekommen ist sie damit nicht. »Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois« ist hingegen eines dieser Bücher, von denen man sich schon bei Erscheinen ziemlich sicher sein kann, dass sie bleiben werden. Oprah Winfrey empfahl das Buch in ihrem Buchklub, Jeffers kam ins Fernsehen, von da an war es quasi ein Selbstläufer. Eine Autorin, die bis dahin kaum jemand kannte, arbeitet über zehn Jahre an einem Buch und veröffentlicht dann ein fast 1000-seitiges Epos, ein »übergewichtiges Buch«, wie sie selbst sagt. Aber es ging nicht kürzer. Den vorbelasteten Schuh der *Great American Novel* möchte Jeffers sich nicht anziehen. Und doch kann man nicht anders, als in diesem Mammutwerk den Anspruch zu sehen, etwas Allgemeingültiges über dieses Land zu sagen, das man Amerika nennt.

Ailey Garfield ist drei Jahre alt zu Beginn des Romans, am Ende ist sie Mitte dreißig. Sie wächst mit ihrer Familie im Norden der USA auf, in einer namenlosen Stadt. Jeden Sommer fährt die Familie in den Süden, nach Georgia, wo die Mutter aufgewachsen ist. Jeden Sommer das gleiche Ritual, die lange Autofahrt über die endlosen Highways, bis die Landschaft immer feuchter und grüner wird. Ailey geht irgendwann auf die Uni, beginnt zu studieren, sich zu verlieben.

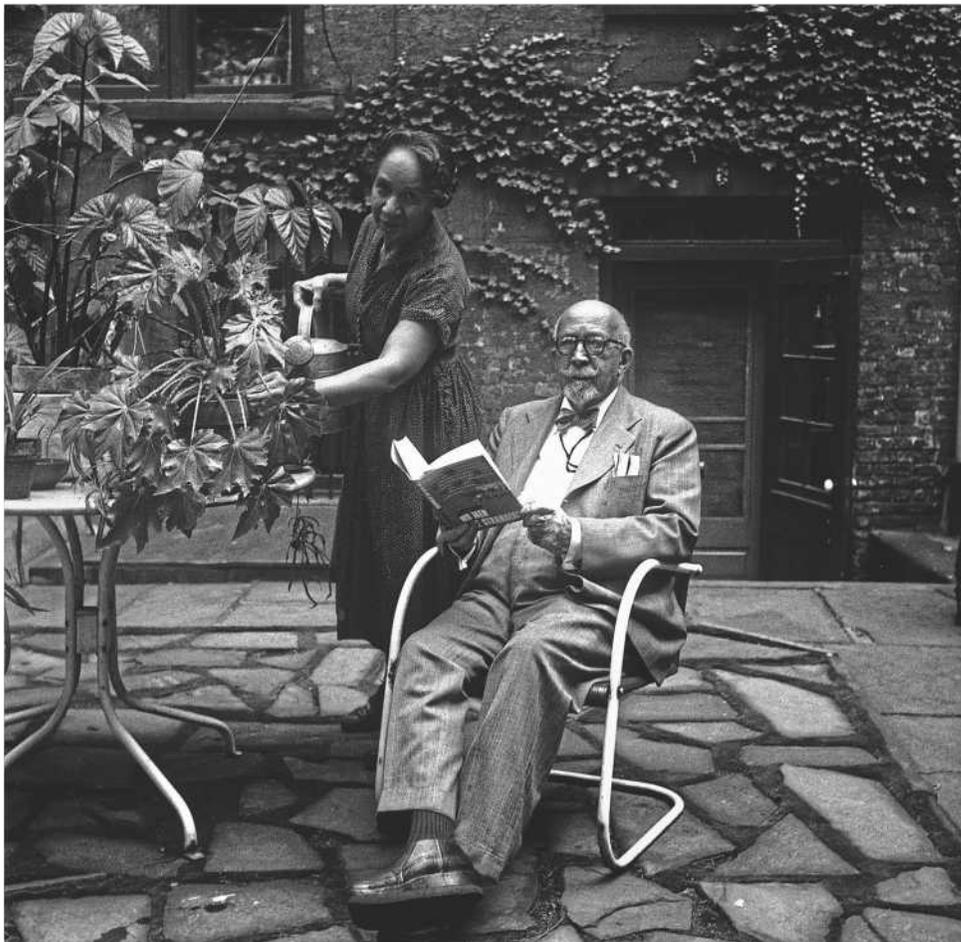
Das ist der eine Teil des Romans. Jeffers wollte ursprünglich ein »Beach-Read« schreiben, erzählt sie. Ein eingängiges Buch, das man am Strand gut weglesen kann. Das erfolgreich sein sollte. Nach fünf Lyrikbänden hatte die Agentin geraten: Schreib doch endlich mal einen Roman. Einen, den man zu Weihnachten verschenken kann. Also begann Jeffers Aileys Geschichte als klassische *Coming-of-Age*-Story mit allem, was dazugehört. Identitätssuche. Sexuelle Unsicherheiten. Erwachsenwerden.

Sie schrieb ein paar Jahre lang. Aber irgendwas fehlte.

Dann begannen Alpträume sie heimzusuchen, im Schlaf verfolgten sie die Schicksale der Menschen aus Gedichten, die sie früher mal geschrieben hatte. Versklavte Menschen, geschundene Menschen. »Ich

Aus dem Beach-Read ist ein überwältigendes Epos geworden.

Honorée Fanonne Jeffers: »Die Liebeslieder von W.E.B. Du Bois«. Aus dem amerikanischen Englisch von Maria Hummitzsch und Gesine Schröder. Piper; 992 Seiten; 28 Euro.



David Attie / Michael Ochs Archives / Getty Images

Soziologe Du Bois, Ehefrau 1958 in New York: Schwarz in der weißen Mehrheitsgesellschaft

begriff: Das waren Aileys Vorfahren. Ich kann diese Geschichte nicht ohne sie aufschreiben.«

Den Kapiteln des Buchs sind jetzt sogenannte Songs vorangestellt. Eigene Kapitel, die in der Geschichte mehrere Hundert Jahre zurückgehen. Sie sind nicht aus der Perspektive einer einzelnen Figur erzählt, sondern von allwissenden Erzählern, in der Wirform. »Wir sind die Erde, das Land«, lautet der erste Satz. Mitte des 18. Jahrhunderts, »Der-Ort-zwischen-den-hohen-Bäumen«, ein Junge namens Micco. Miccos Mutter ist eine Indigene, der Vater ein schottischer Hirschfellhändler. Sein Großvater war ein schwarzer entfloherer Sklave. Mit Micco beginnt das Buch. In ihm verdichtet sich die gewaltsame Geschichte des nordamerikanischen Kontinents. Genozid. Sklaverei. Man verrät nicht zu viel, wenn man vorwegnimmt, dass sich diese beiden Teile treffen werden. »Der-Ort-zwischen-den-hohen-Bäumen« entpuppt sich als die kleine Stadt in Georgia, in der Ailey ihre Sommer verbringt. Micco ist, wenn man so will, ein sehr entfernter Verwandter.

Während man in der Gegenwart Ailey beim Erwachsenwerden zusieht, nähern sich die Lieder immer weiter dieser Gegenwart an. Erzählen von schrecklichen Dingen, Misshandlungen, Vergewaltigungen, Morden. Aus denen dann letztlich die Familie Garfield hervorgeht. Aus dem Beach-Read, den Jeffers mal schreiben wollte, ist ein überwältigendes Epos geworden. Mehrere Hundert Jahre Ge-

schichte werden auf die Schultern der Hauptfigur gelegt. Die hat mit ihren eigenen Dämonen zu kämpfen. Ihr Großvater misshandelt sie und ihre Schwestern. Die vergangene Gewalt spiegelt sich im Heute.

All das hätte auch viel zu viel sein können. Aber Jeffers gelingt das Unwahrscheinliche: Sie sublimiert die Gewalt, ohne sie aufzulösen. Es sind, trotz allem, Liebeslieder. Keine Hasslieder.

Die poetischen Stimmen der Vorfahren und die zeitgenössische Bildungsreise von Ailey hat Jeffers aber auch in einen theoretischen Rahmen gefasst. Jedem Kapitel ist ein kurzer Text eines amerikanischen Soziologen vorangestellt, der in den USA zum Grundwissen zählt, in Deutschland aber noch nicht allen bekannt sein dürfte. W.E.B. Du Bois erhielt 1895 als erster Schwarzer einen Dokortitel der Eliteuniversität Harvard und gilt als einer der wichtigsten Denker der afroamerikanischen Geschichte. Du Bois hat mit seinen Schriften das Nachdenken darüber, was es heißt, schwarz in einer weißen Mehrheitsgesellschaft zu sein, bis heute verändert. Zu seinen berühmtesten Theorien

»Ich bin fünf Generationen von der Sklaverei entfernt.«

gehört das »doppelte Bewusstsein«. In »Die Seelen der Schwarzen« schreibt Du Bois:

»Es ist sonderbar, dieses doppelte Bewusstsein, dieses Gefühl, sich selbst immer nur durch die Augen anderer wahrzunehmen, der eigenen Seele den Maßstab einer Welt anzulegen, die nur Spott und Mitleid für einen übrighat. Stets fühlt man seine Zweifelt, als Amerikaner, als Schwarzer.«

Du Bois beschreibt eine Diskriminierungserfahrung, die trotz allem Schmerz auch einen erkenntnistheoretischen Vorteil mit sich bringt: Als Teil der Minderheit sieht man die hegemonialen Strukturen, erkennt die Gemachtheit sozialer Konventionen und ist stets mit einem Blick von außen auf sich selbst konfrontiert. Wenn Jeffers Du Bois ihre »Liebeslieder« widmet, scheint sie im Roman genau das zu versuchen: einen Blick von außen auf sich selbst zu werfen. Und das heißt hier: auf die Gründungsgeschichte nicht nur der Familie, sondern des ganzen Landes.

»So viele meiner Leser schreiben mir: Ich kannte diese Geschichte gar nicht«, sagt Jeffers. »Dabei war es noch nie so wichtig wie jetzt, dass wir uns diese Geschichte erzählen, wo es immer öfter verboten wird, dass sie in Schulen gelehrt wird.« Wir stehen in ihrem Büro, Jeffers unterrichtet Literatur an der Universität von Oklahoma.

Am Tag vor unserem Interview konnte man in der Tageszeitung »Oklahoman« einen Artikel über die »Book Bans« lesen. Immer öfter werden Bücher an Schulen vom Lehrplan genommen, oder es wird Lehrern untersagt, bestimmte Themen zu unterrichten. Es ist jetzt gesetzlich verboten, im Unterricht über die sogenannte Critical Race Theory zu sprechen. »Sehr blaue Augen« von Nobelpreisträgerin Toni Morrison darf an manchen Schulen nicht mehr gelesen werden. »Es wäre natürlich eine große Ehre, neben der einzigartigen Toni Morrison auf dem Index zu landen«, sagt Jeffers.

Aber im Ernst: warum Oklahoma? Jeffers kommt aus dem Süden. Ihre Mutter wuchs in Georgia auf, in einer kleinen Stadt, die jener sehr ähnlich ist, in der der Roman spielt. Wenn sie vom Süden erzählt, klingt sie sofort wehmütig. Wie Ailey fährt sie jedes Jahr einmal runter, immer die gleiche Strecke, am selben Obststand vorbei, an dem das Wort Pfirsiche falsch geschrieben ist. »Die Schönheit der Landschaft«, sagt sie, »tröstet mich dort über die schreckliche Geschichte hinweg, die wir Schwarzen hinter uns haben.«

In Oklahoma ist es für sie landschaftlich wie politisch: sehr trostlos. Flache Ebene, Todesstrafe, Abtreibungen sind hier nicht mal mehr nach einer Vergewaltigung erlaubt. Für eine schwarze liberale Autorin ist das nicht unbedingt der einfachste Ort. »Vor 30, 40 Jahren hätte ich nur mit einem Putzeimer über diesen Flur gehen können.« Die erste schwarze Familie sei 1967 in ihren Stadtteil gezogen, in ihrem Geburtsjahr. »Geschichte liegt überall herum, man muss nur darauf achten.«

Ursprünglich, sagt Jeffers, kam sie nur für den Job. Mittlerweile glaubt sie aber, dass es auch gut war zu bleiben. Es war ihr von vornherein wichtig, in ihrem Roman nicht nur die Geschichte der schwarzen Bevölkerung zu erzählen. Sondern Aileys Familiengeschichte als kompliziertes Netz zwischen Indigenen, Schwarzen und Weißen aufzudröseln.

Kaum ein anderer Staat in den USA steht so für die Geschichte der Native Americans. Als die Ureinwohner aus den anderen Gebieten vertrieben wurden, mussten sie zunächst ins unwirtliche Oklahoma übersiedeln, auf dem »Pfad der Tränen« starben unzählige. Bis sie auch dort vertrieben wurden, um den weißen »Pionieren« Platz zu machen. Es gab einen Startschuss, und die Siedler ritten wie bei einem Wettrennen über die Prärie und steckten dort einen Claim ab, wo sie es für richtig hielten. Im »Oklahoma Land Run« kondensiert sich die amerikanische Ursünde, die allerdings bis heute eher als Urmythos wahrgenommen wird.

Wir laufen auf geraubtem Land.

Jeffers zieht ein Buch aus ihrem Regal. Ein schmaler blauer Band mit einer Bibliotheks-signatur auf dem Rücken. Das habe sie vor Jahren ausgeliehen. Und werde es nie zurückgeben. Es ist eine Anthologie schwarzer Schriftsteller und Intellektueller. James Baldwin ist dabei, dessen Bücher zum Kanon afroamerikanischer Literatur zählen und seit einigen Jahren auch in Deutschland wiederentdeckt werden. Richard Wright, der mit

dem verzweifelten Gewalttäter Bigger Thomas im Roman »Sohn dieses Landes« eine der eindrücklichsten Figuren schwarzer Literatur geschaffen hat. Natürlich Du Bois. Und auch Jeffers' Vater. Er war Autor, »aber nicht so gut wie ich«. Auf dem Regalbrett hat sie ein Bild von ihm aufgestellt, sie nimmt es in die Hand. Als Kind sei sie misshandelt worden, sagt sie dann. »Mein Vater war kein netter Mann.« Genauer geht sie nicht darauf ein.

Der Vater war Soldat im Zweiten Weltkrieg und wurde von weißen Kameraden einmal so heftig verprügelt, dass er ein Schädeltrauma erlitt. So zumindest erzählte man es sich zu Hause. »Ich hatte immer gehofft, dass meine Mutter ihn verlässt. Aber das hat sie nicht.« Sie wollte nie Schriftstellerin werden. Weil sie Angst hatte, sie könnte selbst sein wie ihr Vater. Sie stellt das Foto wieder ins Regal. Daneben liegt eine kleine Schale, darin liegen zwei weiße Knäuel. »Echte Baumwolle aus Georgia«, sagt sie. »Gepflückt von meiner Großmutter.«

Nach der Abschaffung der Sklaverei arbeitete Jeffers Familie mütterlicherseits als Pachtbauern auf den Baumwollplantagen. »Ich bin nur fünf Generationen von der Sklaverei entfernt«, sagt sie.

Je länger man sich in die »Liebeslieder von W. E. B. Du Bois« vertieft, desto stärker tritt eine Frage in den Vordergrund, die der Roman stellt. Nicht explizit, aber mit jedem Nebenstrang, der erzählt wird. Wie löst man sich

vom eigenen Erbe? Jeffers zitiert als Antwort zunächst William Faulkner, den großen Südstaatenautor: »Die Vergangenheit ist niemals tot. Sie ist nicht einmal vergangen.« Dann sagt sie: »Es muss aber einen Weg geben, sich von dem zu lösen, was uns mitgegeben wurde. Es braucht nur verdammt viel Arbeit.«

Genau diese Arbeit macht Ailey im Roman. Sie beginnt ein Geschichtsstudium und erforscht den eigenen Stammbaum. Wühlt sich durch Archive, entziffert alte Akten, Briefe von Sklaven an ihre Herren, und erfährt schließlich, dass sie gleichermaßen von den enteigneten Indigenen abstammt, von den weißen Plantagenbesitzern genauso wie von den Schwarzen, die dort versklavt waren. Jeffers sagt, dass das auch ein Ersatz für ihre eigene, unbefriedigende Forschung war. Wie Ailey hatte sie versucht, genau herauszufinden, wie sich ihre Familie zusammensetzt. Die Archive gaben im Fall ihrer Familie aber nicht viel her. Dass ihre Romanfigur erfolgreicher ist, spende ihr Trost.

»Die Liebeslieder von W. E. B. Du Bois« ist auch deshalb ein so großer Roman, weil er genau davon erzählt: von der Unmöglichkeit, sich dem zu entziehen, was vor einem war, und doch gleichzeitig darauf angewiesen zu sein, es zu versuchen. Das gilt für Ailey, als Tochter ihrer Vorfahren und als Tochter ihres Landes. In diesem Sinne ist dieses Buch tatsächlich: ein Roman. Der sehr amerikanisch ist. Und, auf seine eigene Weise: great. ■

#SLOWCRUISING

EINEN FREIZEIT-PARK AN BORD? BRAUCHEN WIR NICHT.

time to discover

Lieber nehmen wir Sie mit auf unvergessliche Landgänge, die Entdeckerfreude und Genuss verbinden. Das ist Slow Cruising auf seine schönste und spannendste Weise.



www.nicko-cruises.de

QR-Code scannen und mehr entdecken.

 **NICKO CRUISES®**

